

AUF NACH MACONDO!

ELF MAL BEFUHR Gabriel García Márquez den Río Magdalena in seiner Heimat Kolumbien. GEO-Reporter MICHAEL STÜHRENBURG und Fotograf STEPHEN FERRY folgten den Spuren von »Gabo« von der Mündung bis zur Quelle, durch Stromschnellen, bis ins Rebellengebiet. Und erlebten Absurdes, fast als wäre die Reise eine Erzählung des im April verstorbenen Meisters

Rosensonntag am Río Magdalena. In Barranquilla, dem größten Flusshafen Kolumbiens, marschieren wir hinter dem Wagen des Karnevalskönigs Rey Momo. Zu beiden Seiten der Avenida jubeln Tausende Verkleidete. Mein Kostüm – ein orangefarbenes Sackgewand mit einer Maske aus braunen Federn – symbolisiert im Grunde nur das Fehlen eines besseren Einfalls. Zu meiner Rechten, schwitzend im Rhythmus der Cumbia, tänzelt Che Guevara. Eine in knappes Leder gezwängte Dame zerrt ihn an einer Hundeleine hinter sich her. „Revolución sexual“, winselt der Comandante.

Eigentlich bin ich hier, um mit Jaime Abello zu reden. Er leitet die „Stiftung Gabriel García Márquez für einen Neuen Journalismus in Iberoamerika“. Jetzt defiliert er als aufgeplusterte Krähe zu meiner Linken. „Mögt ihr diese Stadt wirklich?“, brülle ich dem Vogel ins Ohr. „Kolumbianer vergöttern Barranquilla“, schreit Jaime zurück.

Aber wieso? Weil der junge „Gabo“ (Gabriel García Márquez) hier in den 1950er Jahren zum „Magischen Realismus“ gefunden hat? „Nein, weil der Río Magdalena sich hier mit der Karibik vereint“, brüllt Jaime, „der Magdalena ist unser Lebensfluss, er hält das ganze Land zusammen!“ Vermutlich ist der Fluss wie dieser Karneval, der alle Schichten der zerklüfteten kolumbianischen Gesellschaft vermischt. Er spült Menschen aus verschiedenen Regionen in Barranquilla zueinander, von dem Gabo einmal sagte, es sei das zur Stadt gewordene Macondo.

Macondo! Es ist eine beliebte Metapher. Kolumbianische Intellektuelle beschreiben Zustände, die sich jeder Logik entziehen, gern durch Bilder und Begriffe aus dem literarischen Werk von García Márquez, in dem Macondo für einen fiktiven Ort, für eine skurrile Welt fernab der Weltgeschichte im Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ steht. Erwachsen aus Gabos Erinnerungen an Aracataca, das Dorf seiner Kindheit in der Provinz Magdalena.

Im Gleichschritt mit der Krähe und dem Sexual-Revolutionär tanze ich auf die Ohnmacht zu. 36 Grad im Schatten, von dem es in der Mitte der Avenida keinen gibt.

„Auf eurer Reise zu den Magdalena-Quellen werdet ihr noch oft auf Macondo stoßen“, prophezeit Jaime Abello.

AM ABEND bevor wir auf den Fluss gehen, treffe ich René Puche. Kolumbien, sagt der Hafenmeister von Barranquilla, befinde sich „im Aufbruch“. Vor Kurzem seien die Freihandelsverträge mit der EU und den USA in Kraft getreten. Jetzt investiere die Regierung Milliarden in den Ausbau der See- und Flusshäfen. Angefangen mit dem Río Magdalena: „Wussten Sie“, erzählt mir Puche, „dass es billiger ist, einen Container von Shanghai nach Barranquilla zu befördern als von Barranquilla nach Bogotá?“ Das solle sich ändern.

Vor 60 Jahren hat Kolumbien seinem Fluss den Rücken gekehrt und den Gütertransport auf Straßen verlegt. Schwerer Fehler! Die Überlandstraßen, oft lädiert und verstopft, führen meistens mitten durch die Städte, wo sich die Luft immer weniger zum Atmen eignet. Und der Magdalena, verkommen zur Kloake, ist streckenweise derart verschlammmt, dass eine durchgehende Schifffahrt nicht mehr oder noch nicht wieder möglich ist.

Aber den Traum von einer „Fluss-Autobahn“ mit freier Fahrt für Schubverbände gibt es nun. Am Kai vor Puches Büro röhrt ein Baggerschiff. „Ab 2019 wird der Magdalena auf 886 Kilometern ganzjährig schiffbar sein: von Barranquilla bis Puerto Salgar“, sagt der Hafenmeister. Das heißt, er wird die Millionenstädte Bogotá und Medellín, die Erdö Raffinerien von Barrancabermeja sowie das Kaffee-Dreieck am Oberlauf enger an die Märkte rücken.

Mompox lebt heute von längst vergangener Pracht und Größe

Noch aber gibt es die Romantik der Abgeschiedenheit auf dem Río Magdalena. Und manchmal eine himmlische Ruhe. Etwa in Santa Cruz de Mompox (sprich: Momposs), das auf einer Insel 400 Straßenkilometer stromaufwärts von Barranquilla liegt. 1537 von Konquistadoren gegründet, steht die Stadt noch immer im Gewand ihrer kolonialen Vergangenheit. Ein andalusisch anmutendes Dornröschen.

Einst war Mompox wichtig. Aus Angst vor Piraten der Karibik horteten die Spanier das in ihrem Vizekönigreich Neu-



SZENEN eines skurrilen Interviews: Jaime Abello (als Krähe) hatte nur für ein Treffen im Karnevalsmarsch von Barranquilla Zeit, also verkleideten sich die GEO-Reporter Michael Stührenberg (in Orange) und Stephen Ferry. Die örtliche Jugend (rechts) zeigte sich skeptisch





granada zusammengeraffte Gold im Binnenland. Erst wenn eine Galeone segelbereit im Hafen von Cartagena lag, machte sich das Gold auf den weiten Weg von Mompox zum Hof in Madrid. Aber dann, vor über 100 Jahren, verschlammte der Mompox-Arm des Río Magdalena, der Schiffsverkehr verlagerte sich. Und in Mompox blieb die Zeit stehen.

1995 erhob die UNESCO die schlafende Schöne zum Weltkulturerbe. Seither wandeln Touristen aus aller Welt verzückt im Dekor zerflossener Jahrhunderte und wännen sich auf Schritt und Tritt in Gabos Fußstapfen. Das Altersheim heißt „Casa de recuerdos“, Haus der Erinnerungen. Hundert Jahre Einsamkeit auch in einem welkenden Haus am Flussufer. Umgeben von Hunden, Katzen, Leguanen, Schmetterlingen und zwei sprechenden Papageien im Patio, schmiedet hier Elisa Trespalacios de Alemán noch immer die gleichen goldenen Schmuckfischchen

wie einst Vater, Großvater und Urgroßvater. „Eines Tages kam García Márquez in unser Haus und sah meinem Vater bei der Arbeit zu“, erzählt Doña Elisa. „Dabei kam ihm die Idee, dass auch Oberst Aureliano Buendía in Macondo seinen Lebensabend mit dem Schmieden von Goldfischen verbringen könnte.“

Wer liest, mordet weniger, hofft der Eselsbibliothekar

Wir machen einen Abstecher nach La Gloria. Das Dorf liegt 160 Kilometer von Mompox entfernt, in einem schmucklosen Abseits. Geradlinig führt eine Staubpiste durch den Busch. Wir halten, als der Fahrer „Muchos gallinazos!“ ruft, viele Geier. Starker Verwesungsgestank liegt in der drückenden Hitze. Dann entdecken wir eine tote Kuh im Straßengraben. Ein paar Dutzend schwarze Vögel hacken mit den Schnäbeln in den Eingeweiden. Wir

sind erleichtert. „Ich dachte schon...“, hebt der Fahrer an. Ich weiß, wir haben dasselbe gedacht. Es hätte hier auch eine menschliche Leiche liegen können. Kolumbiens Ruf lässt sich nicht bloß durch steigende Investitionen kurieren. Dafür greift das Übel der Gewalt in diesem Land zu tief.

Aber gerade in La Gloria gibt es auch einen Mann, der dieser Gewalt den Kampf angesagt hat, deswegen fahren wir hin. Es ist Luís Humberto Soriano, der Erfinder von „Biblioburro“, der Eselsbücherei. Seine Philosophie: Wer liest, mordet weniger, im Idealfall gar nicht. Sorianos Partner in dem kulturellen Rettungsunternehmen sind die Esel Alfa und Beto. Als wir die drei treffen, ist Soriano gerade dabei, Tragetaschen voller Bücher an Alfaskanten zu hängen. Er stülpt sich seinen Sombrero auf den Kopf, schwingt sich in den Sattel, und Biblioburro setzt sich in Bewegung. Ich laufe hinterher.



MUTIG sind die Jungen und Mädchen, die sich in die Fluten am Unterlauf des Magdalena stürzen – nicht wegen drohender Raubfische, sondern wegen der Verschmutzung des Wassers

MEHR MÜLL ALS FANG ziehen die Fischer an schlechten Tagen aus dem Wasser. In Magangué (L.) bietet wenigstens die nahe Fähre ein wenig Laufkundschaft für die örtliche Bodega



Sorianos Kurzgeschichte: Im Alter von 16 wurde er Volksschullehrer in La Gloria. Weil er lesen konnte und die meisten anderen nicht. Viele seiner Schüler waren bis zu zehn Jahre älter als der heute 42-Jährige. Mit fortschreitender Alphabetisierung ging es ihnen deutlich besser, das fiel dem Jungen auf: „Lesen fördert das Denken und erhöht das Selbstwertgefühl.“ Umso krasser wurde aber der Unterschied zu jenen, die nicht zur Schule kommen konnten, weil sie zu tief im Busch wohnten. „In der Regenzeit sind ihre Fincas von der Zivilisation abgeschnitten“, sagt Soriano. „So wird Einsamkeit zur Strafe, gerät das Leben zu einem Dasein ohne Hoffnung.“

Das brachte ihn vor knapp 20 Jahren auf die Idee, den umgekehrten Weg zu gehen. Er sammelte Bücher und trug sie auf einem geborgten Esel in die Wildnis. Er sagt: „Natürlich musste ich meinen Schülern im Busch zumindest das ABC beibringen, damit sie mit den Büchern etwas anfangen konnten.“

Wir erreichen die Dorfmitte, eine Kreuzung von zwei Pisten. Ein paar kleine Läden, die Kneipe ist schon am frühen Nachmittag voll in Betrieb. Kinder rennen dem Biblioburro entgegen, wühlen ungeniert in den Büchertaschen, ein Junge schwingt sich hinter dem Lehrer auf Alfaskanten. Eine alte Frau ergreift vertraut Sorianos Arm, sagt warm klingende Worte zu ihm: „Wie geht’s, mein Sohn? Und deiner Frau?“

La Gloria ist stolz auf ihn. Schließlich hat Soriano den Ort berühmt gemacht. Längst hat sich die Idee eines einzelgängerischen Don Quichotte zu einer Stiftung

mit zwölf aktiven Mitgliedern und 5000 Büchern entwickelt. Selbst die schwer zugängliche Sierra Nevada im Norden Kolumbiens wird heute von Eselsbüchereien besucht.

Aber der Mittelpunkt von Sorianos Leben liegt noch immer in der Einsamkeit. Etwa bei jener Frau, die allein mit ihrer kleinen Tochter auf einer Finca im Busch lebte. Sie war besessen von dem Gedanken, eine gute Mutter müsse Gutenachtgeschichten vorlesen. Da sie nie zur Schule gegangen war, konnte sie das aber nicht. Da muss ihr Biblioburro wie der Heiland erschienen sein.

„Sie wollte so schnell wie möglich lesen lernen“, erzählt Soriano, gemeinsam mit ihrer Tochter und mithilfe der Bilderbücher, die er einmal pro Monat in ihrer Hütte ablud. Die Tochter lernte schnell, der Mutter hingegen fiel es schwer. Doch irgendwann hatte sie einige der Geschichten oft genug gehört, um sie auswendig aufsagen zu können. Von da an setzte sich die Frau jeden Abend an das Bett ihrer Tochter, hob sich ein Buch vor die Nase und tat, als würde sie vorlesen. „Die Kleine wusste Bescheid und spielte mit“, sagt Soriano, „und in jenen Augenblicken waren die beiden glücklich.“

UM HALB FÜNF am nächsten Morgen hupt der Fahrer des bestellten Pick-up-Taxis. Es ist noch stockdunkel und menschenleer auf der Straße, bis auf eine Frau, die vor dem Hotel den Gehsteig fegt. Wir sind die ersten Passagiere, die der Fahrer an diesem Morgen in Mompox aufammelt. Stephen, der Fotograf, will sich mit praller Fototasche auf den Beifahrer

HIER FAND »GABO« EIN JUWEL



ELISA TRESPALACIOS DE ALEMÁN schmiedet Schmuckfischchen, wie schon zuvor ihr Vater. Gabriel García Márquez habe ihn einmal dabei beobachtet, erzählt Doña Elisa stolz – und daraufhin habe Márquez auch Oberst Aureliano Buendía aus Macondo in seinem Roman Goldfische schmieden lassen



ressitz hieven. „Ocupado“, sagt der Fahrer. Reserviert für die als Nächste zusteigende Passagierin, eine Frau, die sich derart hübsch zurechtgemacht hat, dass sie den zweiten Teil der Nacht schlaflos vor dem Spiegel verbracht haben muss. „Hola“, säuselt sie uns zu. Stephen und ich müssen uns die Rückbank mit einem dicken Polizisten teilen. Der Mann sitzt in der Mitte, mit gespreizten Schenkeln, dazwischen ruht sein Pistolengurt. Es wird eng bleiben bis El Banco, einem zwei Stunden entfernten Hafen am Magdalena-Ufer.

Die Fahrt gestaltet sich kolumbianisch. Die wichtigsten Knöpfe am Armaturenbrett bedienen Radio und Aircondition, beide voll aufgedreht. Die Stimmung ist fröhlich. Alle duzen sich auf Anhieb, und der Fahrer lässt seine Lieblings-CD laufen. Begleitet von einem Akkordeon, singen Männerstimmen von Liebe, Sehnsucht und Schmerz. Von Gefühlen, die doch eher zur Stille tendieren müssten, nicht aber in Kolumbien. „Schreie meiner Seele, Schreie meines Herzens“, brüllt es aus dem Radio. Der Polizist singt mit, während wir durch eine saftig grüne Weide- und Sumpflandschaft fahren, durchsetzt mit hellbraunen Flecken (Kühen) und schneeweißen Pünktchen (Reihern). Vor einer Hütte genießt eine Familie die Frische des aufkommenden Tages. Um ihren Hund, der in sich zusammengerollt mitten auf der Straße schläft, fahren wir ganz langsam im Bogen herum.

In El Banco ein herzlicher Abschied von der Schönen und dem Dicken. Unser Weg führt in ein drahtumzäuntes Betonbecken, gefüllt mit schwarzem Wasser und auf ihm treibendem Müll. Es handelt

sich um die Haltestelle einer „Chalupa“, eines Busbootes.

Mühsam zwingen wir uns ins Innere. Die Passagiere hocken fast auf Flusshöhe. Von Guillermo, dem Piloten in einem lilafarbenen Hemd, wird nun unser Leben abhängen: „Spitzentempo 80 Stundenkilometer“, erklärt er. „Legen Sie die Schwimmwesten an.“

Was, denke ich, werden sie uns im Notfall nützen? Wie García Márquez erzählte, konnten sich verfolgte Guerilleros einmal durch einen Sprung in den Río Magdalena retten. Nutzte ihnen nur nichts. Sie seien an dessen vergiftetem Wasser gestorben. Macondo.

Unter schwerem Motordröhnen verlassen wir El Banco. Langeweile. Nichts zu sehen auf diesem Fluss, außer weiteren Chalupas, dann und wann einem Schubboot. Flussdampfer wie jener, auf dem Florentino Ariza und Fermina Daza „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ auskosteten, sind längst verschwunden. Auch „dicke Wälder“, wie Alexander von Humboldt sie bei seiner Forschungsreise 1801 auf den Magdalena-Ufern bestaunen durfte, haben keine Spuren hinterlassen. An ihrer Stelle gibt es jetzt Weideland. Und Siedlungen ohne erkennbare Reize. Eine der Chalupa-Haltestellen heißt Cantagallo, Hahnenschrei. Als würde dort nie etwas Bemerkenswerteres geschehen können. Wir erreichen Barrancabermeja nach achteinhalb Stunden Fahrt.

DIE ZERRISSENE SKYLINE von Barrancabermeja besteht aus Betonschloten und Stahltürmen von Ecopetrol, der kolumbianischen Erdölgesellschaft. Sie hat

ZU ALLEM ENTSCLOSSEN jagt Guillermo, der Kapitän, das Busboot über den Fluss, vorbei an träge tuckernden Fähren. »Wozu die Eile?«, fragen die Reporter bang. »Legen Sie Ihre Schwimmwesten an«, antwortet er knapp

WAHRE LIEBE kennt kein Alter, nicht in Gabos Romanen. Und auch nicht in der namenlosen Bar am Ufer des Magdalena, wo es das züngelnde Paar nicht schert, dass ein Gringo ihren Engtanz auf ein Foto bannt

hier am Magdalena-Ufer die größte Raffinerie des Landes errichtet. Davor, zur Stadt hin gewandt, erhebt sich aus den trüben Wassern eines kleinen Sees der Cristo Petrolero. 26 Meter hoch ist die metallene Jesus-Figur, erdacht von einem Pater, gebaut vom Mechaniker Fernando Fernandez, der dafür nur seinen normalen Arbeitslohn bei Ecopetrol bekam. Das war vor 18 Jahren.

Heute ist der Öl-Jesus das Wahrzeichen der Stadt. Weil jeder in ihm erkennen kann, was er möchte. Der Gottessohn steht mit gespreizten Armen vor der Raffinerie. Für manche sieht das aus, als wolle er das schwarze Gold vor den Guerilleros schützen. Andere verstehen die Pose des Cristo Petrolero als das Symbol einer Kreuzigung aller, die sich nicht den Interessen der Mächtigen fügen. Fast 3000 kolumbianische Gewerkschafter sind in den vergangenen 25 Jahren ermordet worden.

Auch Fernando Coneo, Vorsitzender der örtlichen Erdölarbeiter-Gewerkschaft USO, ist in erster Linie ein Überlebender: „Unsere Gewerkschaft hat enorme Opfer bringen müssen“, sagt er. Weil sie auf ihrer Unabhängigkeit bestehe, werde sie von allen Seiten angefeindet, von den Rebellen ebenso wie von Regierung, Armee und Paramilitärs.

Wie lebt es sich in ständiger Furcht davor, dass die Mörder nach Feierabend zu Hause warten? Dass sie foltern, verstümmeln und im Fluss verschwinden lassen? Coneo erklärt das nicht näher. Er sagt nur: „Der Río Magdalena ist Kolumbiens größtes Massengrab.“

Bis vor einigen Jahren galt Puerto Berrio, das wir als nächste Station erreichen, als Hauptstadt des Grauens. So viele verstümmelte, nicht mehr identifizierbare Leichen wurden hier aus dem Fluss gefischt, dass auf dem städtischen

Friedhof eine zehn Meter hohe, zwei Meter dicke Mauer gebaut wurde, mit horizontalen Nischengräbern für all die namenlosen Leichen.

Vor einer der Nischen treffen wir Blanca Nury: Mutter eines Sohnes und einer Tochter, die beide verschwanden. Die Tochter war neun Jahre alt, als die Mutter sie eines Morgens zum Laden an der Ecke schickte und die Kleine nicht wiederkam. Aus Schmerz über den Verlust ihrer Kinder hat Doña Blanca einen namenlosen Toten adoptiert. Sie zahlte die Adoptionsgebühr und pinselte dann den Namen ihres eigenen vermissten Sohnes auf die quadratische Grabplatte. „Vielleicht, denke ich, tut ja eine andere Mutter genau dasselbe für meinen Jhon Jairo“, sagt sie, „es ist wie ein Tauschgeschäft mit dem Schicksal.“

Der nächste Tauschhandel fand zwischen Blanca Nury und ihrem Namen-

DER ÖL-JESUS GIBT RÄTSEL AUF

CRISTO PETROLERO ist das Wahrzeichen von Barranquermeja. Aber was bedeutet seine Geste? Beschützt er die Raffinerie vor den Guerrilleros? Oder warnt er alle, sich nur ja nicht mit den Mächtigen anzulegen? Darüber sind sich nicht einmal die Einheimischen einig



losen statt: „Ich sagte zu ihm: ‚Wenn du jetzt dafür sorgst, dass ich einen guten Job finde, pflege ich dein Grab und bete für dich!‘“ Und genauso sei es geschehen, behauptet sie und kreuzt ihre kurzen schweren Unterarme über der Brust: nur die reine Wahrheit!

Ich zweifle an keinem ihrer Worte. Am Río Magdalena herrscht der Volksglaube, die Seelen der anonymen Toten wären zu allem bereit, um die ewige Ruhe zu finden. Aber dazu benötigten sie einen Lebenden, der sie per Gebet der göttlichen Fürsorge empfehle. Jeder in Puerto Berrio soll die Geschichte des Mannes kennen, dem sein dankbarer N.N. einen saftigen Lottogewinn bescherte. Seither übersteigt auf dem Adoptionsmarkt die Nachfrage das Angebot: „Der Fluss bringt nicht mehr genug Leichen“, stellt Blanca Nury nüchtern fest. Macondo.

Wenigstens treiben im Fluss heute keine Leichen mehr

Wir erreichen Honda. Die Stadt, 850 Kilometer südlich der Magdalena-Mündung gelegen, ist bekannt für ihre Stromschnellen, die das Ende jeder Flussreise bedeuten. Seit zwei Wochen sind wir nun unterwegs. Humboldt hat einst für dieselbe Strecke fast zwei Monate gebraucht, vom 21. April bis zum 15. Juni 1801. „Unsere Magdalena-Reise bildete eine schreckliche Tragödie“, schrieb der Forscher. „Von den zwanzig dunklen Ruderknechten ließen wir acht auf dem Wege zurück, eben-

so viel langten gleich und mit stinkenden Geschwüren in Honda an.“

Der Kontext ist heute ein anderer, aber das Bild „stinkender Geschwüre“ passt noch immer. Wir suchen Fischer, fragen sie, ob ihr Fang aus einer derart verseuchten Brühe für normale Mägen überhaupt noch verdaubar sei. 100 Kilometer stromaufwärts mündet der Río Bogotá – und mit ihm der Abfall der Hauptstadt – in den Magdalena. Der Río Bogotá, behaupten Kolumbianer gern, sei der am stärksten verseuchte Fluss der Welt.

„Unser Fisch ist für den Verzehr geeignet“, betont der Fischer Victor Manuel Trujillo. Vom fünf Meter höher gelegenen Straßenrand fliegen gerade zwei prall gefüllte Müllsäcke in den Fluss. Kein Kommentar. Trujillo deutet auf einen Baum voller Geier. „Sie warten auf vorübertreibende Hunde oder Kühe. Keine Menschen mehr. Die Lage hat sich beruhigt.“

Manchmal überfordert Kolumbien uns Nicht-Kolumbianer.

Und es bringt Charaktere hervor, die wunderbar erscheinen. In der Stadt Neiva, unserem nächsten Halt am Río Magdalena, treffen wir so einen. Er nennt sich „Super H“. H wie Held.

Mit blau gefärbtem Haar sitzt er in einem supermannblauen Schwimmanzug aus Elastan entspannt auf einer Mauer am Fluss. Er streckt den rechten Zeigefinger in die Luft, als wolle er sagen: Aufgepasst, hier komme ich, der Retter des Río Magdalena! Super H ist darauf spezialisiert, den Fluss zu durchschwimmen.

BLANCA NURY hat das Grab eines Unbekannten adoptiert und mit dem Namen ihres toten Sohnes versehen; das soll Glück bringen. Ihre Tochter verschwand als Kind; eine Zeichnung zeigt, wie diese heute wohl aussähe

HONORIO MUÑOZ schwamm schon zwei Mal den gesamten Río Magdalena hinab, um gegen den Dreck im Fluss zu protestieren. Wie durch ein Wunder hat er überlebt. Nun ist er ein Held, der sich »Super H« nennt

AM OBERLAUF wird der Río Magdalena malerisch, schlängelt sich durch unzugängliche, enge Täler. Dies ist das Rebellengebiet, in dem die Staatsmacht seit Jahrzehnten nichts mehr zu sagen hat

Das trifft sich gut. Denn Stephen fällt ein Objektiv seiner Leica in die Kloake. Super H springt sofort hinterher. Allerdings leider vergeblich, denn in den Anden muss es einen Wolkenbruch gegeben haben, und der Magdalena rast an diesem Tag mit besonders kräftiger Strömung durch Neiva. Mit leeren Händen und zerstörter Frisur steigt HonoRío Muñoz Burbano, so sein bürgerlicher Name, Lehrer und 33 Jahre alt, wieder aus dem Wasser. Ein schwerer Tag für Superhelden.

Dennoch, ich wäre der Letzte, der ihm Größe absprechen wollte. Bei einem abendlichen Pizza-Essen mit Caipirinha folge ich gespannt den Mäandern seiner Saga. HonoRío Muñoz Burbano wollte Gutes tun, dabei aber auch berühmt werden: Eines Morgens blickte er auf den Magdalena und sah in ihm, wie er sagt, „die Scheiße der rund 400 000 Einwohner von Neiva“. Die Stadt besitzt keine Kläranlage, alles geht direkt in den Fluss. „Da begriff ich meine Mission“, sagt der Held.

Fortan schrieb er seinen Namen zu Werbezwecken HonoRío und kündete ein spektakuläres Experiment an: Den gesamten Río Magdalena wolle er hinabschwimmen, von San Agustín im Quellgebiet bis nach Barranquilla an der Mündung. Mehr als 1500 Kilometer. Und das Ganze auch noch überleben!

Schon beim Trainingsschwimmen schlug ihm ein aus der Strömung ragender Fels einen Zahn samt Wurzel aus. Aber HonoRío glaubte nicht an böse Omen. So

stieg er 2010 tapfer erneut in den Fluss. Einmal hielt ihn ein Strudel gefangen. Helfer zogen den fast Bewusstlosen ans Ufer und behandelten ihn in einem Krankenwagen. „Dann schwamm ich weiter.“ Ein anderes Mal litt er unter erbärmlichen Schmerzen in Ohren und Hals. Es war in La Dorada. „Ich musste für eine Nacht ins Krankenhaus, bekam Injektionen und Medikamente für 200 Dollar. Aber am nächsten Morgen konnte ich weiter schwimmen“, erzählt er.

Er schaffte es schließlich. Und nach dem Schwimmen ging er in Schulen. Seine Zielgruppe waren Kinder unter zehn. „In diesem Alter glauben sie noch, dass Wunder möglich sind.“

Und weil die Kleinen auch an Helden glauben, verwandelte sich der farblose HonoRío in den blauen Saubermann. Er verteilte selbst gemachte Comics, in denen Super H an der Seite umweltfreundlicher Knirpse gegen Dreckskerle kämpft. Und dann zeigte er mit dem Finger auf die Kleinen und sagte seinen inzwischen berühmten Spruch: „Der Held kannst auch du sein!“

AM NÄCHSTEN TAG erreichen wir den Staudamm El Quimbó, 40 Kilometer stromaufwärts von Neiva. Bauherr ist eine Tochter des spanischen Energiekonzerns Endesa, größter Stromerzeuger daheim und in Lateinamerika. Bald wird er hier in der Provinz Huila 82 Quadratkilometer Natur in einem Stausee ertränken. „Grüne Energie“ verspricht Endesa. Die ver-

jagten Bauern und Fischer, organisiert in der zivilen Widerstandsbewegung Asoquimbo, kämpfen noch.

Jenifer und Cameleón nennen sie sich, sind Mitglieder von Asoquimbo, und in ihrem schrottreifen Auto erreichen wir das Dorf Hobo, biegen dann ab in Richtung Quimbó. Schließlich halten wir an einer Brücke. Was wir hier zu suchen hätten, erkundigt sich ein herbeieilender Militär. Doch immerhin sind wir Gringos, höflich erkundigt sich der Soldat nach dem derzeitigen Wetter bei mir zu Hause in Paris.

In der Zwischenzeit hat Cameleón, ein kleinwüchsiger Campesino, am Ufer eine Piroge gefunden. Das Boot wirkt zerbrechlich, hat dafür aber einen Außenbordmotor. Als wir einsteigen, senkt sich der Bootsrand fast bis zur Wasseroberfläche. Wir tuckern los, auf der Brücke zückt der Offizier sein Handy. Sobald wir aus dem glatten Uferwasser in die unruhige Strömung überwechseln, schwappen Wellen in den Kahn. Jenifer, die mir gegenüber sitzt, ergreift meine Hand. Weniger aus Zuneigung als aus Furcht: Sie kann nicht schwimmen. Meine freie Hand benutze ich, um mit einem Kanister das Wasser aus dem Bootsboden zurück in den Fluss zu schütten.

Auf wunderbare Weise erreichen wir das Ufer gegenüber der Staumauer dann doch. Neben dem Quimbó-Projekt, sagt Cameleón, sollen neun weitere Wasserkraftwerke am Oberlauf des Flusses entstehen – mithilfe des chinesischen Staats-

ZUR QUELLE GEHT ES IM SATTEL

DIE LETZTE ETAPPE bewältigt das GEO-Team mithilfe von zwei Pferden. Der Weg nach Páramo de las Papas, dem Quellgebiet des Río Magdalena, führt durch ein Geisterdorf. Die Polizei vertrieb vor Jahren die Bauern, damit diese den Rebellen nicht helfen können

ENDLICH HOFFNUNG AUF FRIEDEN

Seit mehr als 65 Jahren herrscht in Kolumbien ein Bürgerkrieg, der mit der Ermordung eines Mannes begann. Als Jorge Eliécer Gaitán, Hoffnungsträger für die Landarbeiter Kolumbiens, am 9. April 1948 seine Anwaltskanzlei in der Hauptstadt Bogotá verließ, trafen ihn drei Schüsse. Gaitán, 45 Jahre alt, Präsidentschaftskandidat der Liberalen Partei, war sofort tot. Eine Meute lynchte dafür einen geistig verwirrten jungen Mann, Juan Roa Sierra. Die Hintergründe der Tat wurden nie ganz geklärt. Noch am Tag des Mordes starben in Bogotá 3000 Menschen bei Protesten. In den kommenden Jahren übernahmen die Konservativen das Land. Aufständische Bauern und Anhänger der Liberalen wurden zu Tode gefoltert. In dieser Zeit, in der Geschichte Kolumbiens als „La Violencia“, „die Gewalt“, ein fester Begriff, bildeten sich Widerstandsnester gegen die Armee; Ursprung der späteren Guerilla.

1958 schlossen Liberale und Konservative Frieden; bis dahin waren mindestens 200 000 Menschen gewaltsam zu Tode gekommen. Doch die Bauern auf dem Land akzeptierten den Pakt der Hauptstadtpolitiker nicht, auch weil der Reichtum im Land weiterhin extrem ungleich verteilt war. 1964 gründeten sich die FARC, die „Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens“, danach weitere Guerilla-Organisationen, die weite Teile des Landes mithilfe von Entführungen, Terror und Drogenhandel kontrollierten. Die kolumbianische Regierung suchte im Kampf gegen die Guerilla Unterstützung von Paramilitärs. Beide Seiten sind für 220 000 Morde und unzählige Terrorakte verantwortlich. 5,2 Millionen Kolumbianer mussten im Land umsiedeln. Der aktuelle kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos führt seit 2012 Verhandlungen mit den Rebellen. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten gibt es nun Hoffnung auf echten Frieden in Kolumbien.

konzerns HydroChina. „Sie verscherbeln unseren Fluss“, schimpft Cameleón, während zwischen Büschen in seinem Rücken ein Wachposten auftaucht. An kurzer Leine zerzt ein Hund, schwarz mit funkelnden Augen. „Ihr müsst hier weg“, sagt der Mann. „Wir haben ein Recht, hier zu sein. Dieses Land gehört nicht euch“, widerspricht ihm Cameleón und erhält zur Antwort: „Gleich kommt Verstärkung, dann lassen wir die Hunde los.“ Wir brechen eilig auf, ein zweites Kameraobjektiv von Stephen verabschiedet sich über den Rand unseres maroden Bootes.

Am Oberlauf des Flusses wird die Landschaft betörend schön

Mit dem Bus nach San Agustín, durch ein leuchtend grünes Land mit Kaffee- und Zuckerrohrfeldern und niedlichen Schulen am Straßenrand. Wie betörend schön Kolumbien sein kann, hier am oberen Magdalena!

San Agustín liegt in 1730 Meter Höhe und ist das Herz einer versunkenen Welt. In präkolumbianischen Zeiten lebte hier ein Volk, das sich durch geheimnisvolle, in den Vulkanstein gemeißelte Statuen verewigte. Eroberer, glauben Forscher, haben dieser Zivilisation im 14. Jahrhundert ein Ende gesetzt.

Hunderte Statuen, „Los ídolos“, bevölkern die Landschaft. An einem nur zu Fuß erreichbaren Ort am Rande des tiefen Taleinschnitts über dem Magdalena, ungeschützt, unbewacht und daher umso prächtiger, steht La Chaquira. Keine Statue, nur ein in den Stein geritztes Abbild. Eine Göttin, eine Priesterin? Ihr Antlitz wirkt ehrfurchtsvoll, die in einer Pose der Anbetung erhobenen Hände sind dem Fluss und der Morgensonne zugewandt.

Keine 50 Kilometer mehr bis zur Quelle des Flusses. Mit dem Jeep fahren wir auf holpriger Piste nach Puerto Quinchana, unserem letzten „Hafen“ am Río Magdalena. Bis vor einigen Jahren kämpften hier Banden um die Kontrolle des örtlichen Drogenhandels. An Wochenenden, wenn in den Bars und Bordellen gesoffen wurde, lagen am nächsten Morgen die Erschossenen, Erdolchten, Erschlagenen auf der Straße. Auf Flehen der Bevölkerung kamen schließlich die Guerilleros der FARC und räumten auf.

Am Ausgang von Puerto Quinchana erwartet uns „El Indio“ Adolfo mit den Pferden. Er ist 67 Jahre alt und hat sein ganzes Leben in diesen Urwaldbergen verbracht. Sein Gesicht ist zerfurcht, der hagere Körper flink wie der eines jungen Mannes. Er wird uns zur Quelle in einem Hochmoor führen.

Es ist kein einfacher Weg. Wir fluchen über unsere geschundenen Körper. Zweimal stürzt Stephens Pferd. Wir kreuzen die Pfade der Guerilleros, lesen ihre auf Felswände gemalten Parolen. Dann San Antonio, ein Dorf aus neun verstreuten Fincas und einer Schule, das, je nach Wetterlage, fünf bis sechs Stunden vom Páramo de las Papas entfernt liegt, wo der Magdalena entspringt.

Gleich bei unserer Ankunft wird klar, dass in San Antonio etwas nicht stimmt. Zwar grasen da Kühe auf einer Weide, Hunde bellen uns nach, ein Huhn flieht



VON DER MÜNDUNG bis zur Quelle mehr
als 1500 Kilometer: der Río Magdalena

Mehr sehen. Mehr erfahren. Mehr GEO.



GABRIEL GARCÍA MÁRQUEZ

EIN TREUER FREUND VON FIDEL CASTRO

Nur 18 Monate brauchte Gabriel García Márquez, um seinen Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ zu schreiben. Mehr Zeit hätte er auch nicht gehabt. „Bist du fertig?“, fragte seine Frau am Ende. „Wir haben nämlich 12 000 Dollar Schulden.“ Schulden sollte die Familie nie wieder haben. „Hundert Jahre Einsamkeit“ verkaufte sich nach dem Erscheinen 1967 mehr als 30 Millionen Mal. Es folgten „Der Herbst des Patriarchen“ (1975), „Chronik eines angekündigten Todes“ (1981), „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ (1985). 1982 erhielt der Autor den Nobelpreis für Literatur.

Gabriel García Márquez war 1927 in dem kolumbianischen Dorf Aracataca zur Welt gekommen und wuchs bei den Großeltern auf. Er studierte Jura, wechselte dann in den Journalismus, berichtete als Korrespondent aus Europa, Venezuela und New York. 1959 fand er im kubanischen Revolutionsführer Fidel Castro einen Freund fürs Leben. Ein anderer Freund brach darüber mit ihm. Der peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa (der bis zum Jahr 2010 auf seinen Nobelpreis warten musste) höhnte García Márquez als „Höfling Castros“. Die beiden blieben zeitlebens Widersacher auf der politischen Bühne Lateinamerikas. Während Vargas Llosa die Idee einer liberalen Modernisierung des Kontinents vertrat, blieb García Márquez seinem Freund Castro und dessen Vision eines linken Bündnisses gegen die USA bis zuletzt treu. Die meiste Zeit seines Leben verbrachte García Márquez in Mexiko-Stadt (wo er am 17. April 2014 mit 87 Jahren starb), doch der Magische Realismus seiner Romane, in dem sich Traum und Realität ineinander verweben, hat seine Wurzeln in Kolumbien. „Ich bin den Río Magdalena elf Mal auf- und abgefahren“, sagte er in einem Interview, „ich kenne jedes Dorf und jeden Baum an seinen Ufern.“

erschreckt vor den Hufen unserer Pferde. Aber weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Die Fincas stehen leer, an den Türen hängen verrostete Vorhängeschlösser. Und in den zwei Klassenräumen der Schule sei seit 20 Jahren niemand mehr unterrichtet worden, erzählt uns Adolfo. Damals hätten in San Antonio 18 Familien gelebt. Und heute? „Niemand mehr.“

Ein Geisterdorf? Nicht ganz, sagt Adolfo. Wenn Reisende zu den Quellen hinaufreiten, kommen zwei Menschen auf ihre alte Finca zurück, um mit Kost und Logis ein paar Pesos zu verdienen. Sie heißen Cristian und Medi. Ihr Haus ist das letzte am oberen Dorfausgang.

Wir erreichen es, als Don Cristian, ein robuster Bauer um die 50, gerade vom Angeln kommt. Für einen Korb voller Forellen hat er nur eine einzige Stunde gebraucht. Der Río Magdalena ist hier oben noch ein klarer Gebirgsfluss. Wir folgen Cristian in die Küche, wo seine Frau auf offenem Feuer das Abendessen zubereitet: Kartoffeln, Yucca, Reis soll es zu den Forellen geben.

„San Antonio war ein glückliches Dorf“, sagt Don Cristian. Bis die Armee kam mit dem Verdacht, die Dörfler würden mit der Guerilla unter einer Decke stecken. Und der Aufforderung, das Dorf zu verlassen. In entlegenen Regionen lebende Bauern haben tatsächlich oft keine andere Wahl, als sich mit der FARC zu arrangieren. Die Rebellen kaufen Lebensmittel von ihnen. Und mit Vorliebe rekrutieren sie Bauernkinder, die an ein hartes Leben gewöhnt sind. Dies macht die Campesinos in den Augen der Armee zum Guerilla-Volk. Es zu vertreiben, ist eine Strategie im Anti-Guerilla-Kampf. So entstehen Geisterdörfer wie San Antonio.

Aber wir haben doch Kühe, Hunde und Hühner gesehen. Wer kümmere sich um diese Tiere, fragen wir. „Don Rosendo“, antwortet Cristian, „er weigert sich, San Antonio zu verlassen.“ Dazu müsse man ihn erst totschiessen, habe er dem Offizier ins Gesicht gesagt. Jetzt sieht der Alte nach dem gesamten Dorfvieh. „Er ist der einsamste Mensch, den ich kenne“, sagt Doña Medi, „er ist wie ein Gespenst.“

Am nächsten Abend, nach unserer Rückkehr von der Quelle, reden wir weiter. In San Antonio gebe es auch echte Geister, ist Don Cristian überzeugt. „Zu

dieser Stunde“, sagt er und weist auf die Nacht jenseits der Fensterluke, „wage ich mich nicht mehr ins Freie.“ Er meint es ernst. Sogar bei Tage komme es vor, dass Elfen ihm Streiche spielen. Etwa indem sie kräftig an der Angelschnur zögen. Und beim Herausziehen hänge dann gar nichts am Haken.

Pause. Stille. Ich denke an das Gespräch mit dem Direktor der García-Márquez-Stiftung, Jaime Abello, den ich drei Tage zuvor aus San Agustín angerufen habe. Da war er gerade in Bogotá gewesen. „Es gibt Fortschritte“, berichtete er mir begeistert. „Regierung und Guerilla suchen wirklich nach einer Lösung. Vielleicht geht Gabos großer Traum doch in Erfüllung: Frieden in Kolumbien!“ Wie es dem Meister denn gehe, fragte ich. „Er liegt im Sterben“, antwortete Jaime. „Aber Gabo wird in uns allen weiterleben.“

Und in Macondo. „In Vollmondnächten“, sagt Don Cristian, „reiten die Geister von San Antonio unsere Pferde. Wie verrückt rasen die Tiere dann über die Weiden am Ufer.“ Der Gedanke jagt ihm Schauer über den Rücken. „Reiten sie ohne Sattel?“, frage ich naiv. „Nicht nur das“, sagt Don Cristian, verstummt dann aber. Doña Medi kommt ihm zu Hilfe: „El jinete sin cabeza.“

Sie reiten sogar ohne Kopf. Das würde Gabo bestimmt gefallen. ///



GEO-Reporter MICHAEL STÜHRENBURG war in den vergangenen Jahrzehnten mehrmals in den entlegenen Wäldern Kolumbiens unterwegs, unter anderem in geheimen Camps der ELN-Guerilla. Fotograf STEPHEN FERRY lebt seit vielen Jahren in Kolumbien.